

Rezensionen

Heike Kahlert

Ina Findeisen, 2011: Hürdenlauf zur Exzellenz. Karrierestufen junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 309 Seiten. 39,95 Euro

Spätestens seit der Auslobung der „Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder“, die Mitte 2005 in Deutschland erstmalig erfolgte, ist die Rede über Exzellenz aus den wissenschaftspolitischen und wissenschaftlichen Diskussionen nicht mehr wegzudenken. Bei den Bestrebungen zur Förderung wissenschaftlicher Exzellenz handelt es sich jedoch weder um ein Spezifikum des deutschsprachigen Wissenschaftsraums noch um eine Entwicklung, die erst im 21. Jahrhundert um sich greift, umgeben sich doch die Wissenschaften und ihre Institutionen seit ihren Anfängen mit dem Duktus von Exklusivität, Elitismus und Exzellenz. Ebenso wenig neu sind auch die kritischen Einwände und Nachfragen, wie es im Zuge von Exzellenzbestrebungen um die Durchsetzung der grundgesetzlich gebotenen Chancengleichheit und Gleichstellung marginalisierter Personengruppen bestellt ist. Im Fokus steht dabei vor allem die Problematisierung des Verhältnisses von Exzellenz und (Chancen-)Gleichheit der Geschlechter. Welchen Gender-Bias hat der aktuelle Exzellenzdiskurs? Und mit welchem Erfolg wird die Förderung der Exzellenz des sogenannten wissenschaftlichen Nachwuchses und dabei insbesondere der Frauen angesichts der faktisch bestehenden vertikalen und horizontalen Geschlechtersegregation im Wissenschaftssystem umgesetzt?

Die empirische Erkundung des Zusammenhangs von Exzellenz und Geschlechterungleichheit im wissenschaftlichen Nachwuchs steht im Mittelpunkt von Ina Findeisens Monographie, die eine gekürzte und leicht überarbeitete Fassung ihrer 2010 abgeschlossenen Dissertation an der Universität Konstanz darstellt. Den Ausgangspunkt bilden einerseits die Anstrengungen im Rahmen der „Exzellenzinitiative“, gleichstellungspolitische Maßnahmen an Universitäten zu fördern, und andererseits der anhaltende überproportionale Verlust an Wissenschaftlerinnen auf den Stufen der Promotion und der Habilitation. Findeisen mutmaßt, dass „gerade der Anspruch an die Förderung wissenschaftlicher Exzellenz die beabsichtigte Förderung von Frauen unterlaufen [könnte]. Denn der Konkurrenzdruck auf den wissenschaftlichen Nachwuchs wird weiter erhöht und zeitliche und fachliche Ansprüche werden einseitig zulasten der Wissenschaftlerinnen überhöht.“ (S. 23f.) Ferner beruhten Entscheidungen über Exzellenz, wie sie bei der Rekrutierung von Personal oder der Vergabe von Fördermitteln getroffen würden, auf komplexen Prozessen der Leistungszuschreibung und gleichzeitig vagen Bewertungskriterien. Folglich gewinne die Funktion von *gate keepers*, mehrheitlich männlichen Geschlechts, weiter an Bedeutung, da diese über die Auswahl und Gewichtung solcher Kriterien entschieden.

Die Studie ist in sechs Kapitel gegliedert, die durch eine knappe Einleitung (Kapitel 1, S. 21–26) und eine ausführlichere Zusammenfassung und Schlussbetrachtung (Kapitel 6, S. 277–299) gerahmt werden. Kapitel 2 (S. 27–75) gibt einen Überblick über theoretische Ansätze zur geschlechtsspezifischen Segregation im Wissenschaftssystem sowie über die Untersuchungsziele und das Forschungsdesign. Die Einbettung der Stu-

die in die referierten akteurs- und strukturzentrierten Ansätze erstaunt, denn in einer empirischen Untersuchung zur Geschlechtersegregation im wissenschaftlichen Nachwuchs erwartet man an dieser Stelle keine Erörterungen zu biologischen Ansätzen, zur geschlechtsspezifischen Sozialisation oder allgemeine Ausführungen zum *doing gender*, schon eher den auch schon als etwas überholt geltenden Rückgriff Findeisens auf Kanters Kontaktthese und vor allem die erfolgreiche Bezugnahme auf Ackers Ausführungen zur *gendered organization*. Warum hier nicht gezielter die reichlichen Ergebnisse zur Geschlechtersegregation in der Wissenschaft angeführt werden, bleibt offen. Auch die Zusammenführung der Akteur- und Strukturperspektive durch Bourdieus Theorie der Praxis bleibt insofern unterentwickelt, als hier die ebenfalls reichlich vorliegenden Studien der Geschlechterforschung zu Wissenschaftskarrieren und Geschlecht im Anschluss an Bourdieu kaum aufgegriffen werden.

Die Ausführungen zum Forschungsdesign verdeutlichen schließlich, dass nicht die Habitusperspektive im Fokus steht: „Die jeweiligen Strukturen stehen den Forschenden nach Bourdieu als objektive Bedingungen und Anforderungen gegenüber, welche Geschlechtsunterschiede bei der wissenschaftlichen Etablierung erst erzeugen, die Akkumulation von Nachteilen für Wissenschaftlerinnen begünstigen und fortschreiben.“ (S. 67) Zwar wird so die empirisch vorfindliche Geschlechterdifferenz in den untersuchten Karrierestufen des wissenschaftlichen Nachwuchses als strukturell und institutionell hervorgebracht begriffen, aber zugleich doch ein recht affirmativer Geschlechterbegriff verwendet, der der Messung von quantitativen Verteilungen zwischen empirischen Frauen und Männern dient. Entsprechend wird in den Ergebnisdarstellungen in den Kapiteln 3 bis 5 konsequent zwischen „Objektiven Faktoren und Zusammenhängen“ und „Subjektive[n] Wahrnehmungen“ differenziert und das Erkenntnispotenzial, das in Bourdieus Habituskonzept als strukturierend-strukturierte und vergeschlechtlichend-vergeschlechtlichte Struktur steckt, verschenkt.

Trotz dieser kritischen Anmerkungen sind die empirischen Ergebnisse relevant für die Geschlechterforschung zum bisher wenig untersuchten Bereich von Karrieren im wissenschaftlichen Nachwuchs und die Gleichstellungspolitik in Hochschule und Forschung. Findeisen analysiert „geschlechtsspezifische Bedingungen bei drei wesentlichen Hürden auf dem Weg zu exzellenter, wissenschaftlicher Tätigkeit“ (S. 25) und zielt dabei „auf die Identifikation von Mehrfachbelastungen für Frauen bei der Erfüllung zentraler Anforderungen an wissenschaftliche Laufbahnen“ und die Identifikation „geschlechtsspezifische[r] Akkumulationsprozesse, durch die bestehende Geschlechtsunterschiede weiter vergrößert oder verringert werden“ (S. 25). Exemplarisch in Form von drei separaten Teilstudien werden zwei Exzellenzinstitutionen des deutschen Wissenschaftssystems untersucht, nämlich die Promotionsbedingungen (Kapitel 3, S. 77–137) und die Möglichkeiten zur Vereinbarung von Wissenschaft und Familie in der Postdoc-Phase (Kapitel 4, S. 139–207) an der Exzellenzuniversität Konstanz sowie die Nachwuchsförderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) am Beispiel der DFG-Forschungsstipendien für die Postdoc-Phase (Kapitel 5, S. 209–276).

Die Autorin zeigt überzeugend, wie sich bereits während der Promotionsphase „Konkurrenz Nachteile“ (S. 281) für Frauen herausbilden, indem diese schlechter in wissenschaftliche Zusammenhänge integriert sind und somit weniger peer-reviewte Publikationen aufweisen können. Zugleich wird mit Blick auf die Produktion von Exzellenz

die Stipendienförderung als positiv für Nachwuchswissenschaftlerinnen herausgestellt, da diese so nicht so intensiv wie im Rahmen von Stellen mit den Frauen benachteiligenden Strukturen konfrontiert würden. Die dadurch entstehenden Nachteile in der sozialen Absicherung scheinen demgegenüber geringer zu wiegen. Findeisen macht schließlich zwei zentrale Barrieren aus, die eine „Akkumulation von Nachteilen für Frauen während und nach der Promotionsphase bewirken“ (S. 292), nämlich „die verfügbare Zeit für die Wissenschaft“ (S. 292) – gemeint ist hier auch die untersuchte unterschiedliche Belastung von Frauen und Männern durch Familienaufgaben in der Postdoc-Phase – und „Akte der symbolischen Gewalt vorwiegend im universitären Umfeld“ (S. 292). Diese Barrieren repräsentierten zentrale Stellschrauben bei der Frage nach Chancengerechtigkeit im wissenschaftlichen Qualifikationsverlauf und der Förderung von Exzellenz.

Findeisens Diskussion der Ergebnisse und ihre Schlussfolgerungen (S. 291–299) entschädigen ein wenig für die zuvor entstandene Ungeduld ob der über fast 300 Seiten andauernden, etwas naiv anmutenden Übernahme der Exzellenzrhetorik, die exzellent = jung (unter 30) = männlich und ungebunden fasst, und der zu unkritischen Reproduktion von Vorstellungen in Bezug auf geschlechtliche Arbeitsteilung im Privaten, nach der primär Frauen/Wissenschaftlerinnen für die Familie zuständig sind. Auch die Charakterisierung der *gate keeper* als männliche und zumeist kinderlose Wissenschaftler, die über den Verbleib des Nachwuchses im Wissenschaftssystem entscheiden (S. 296), ist insofern fraglich, als die arrivierten *gate-keeper*-Wissenschaftler häufig verheiratete Familienväter sind. Erfrischend ist dennoch das Plädoyer für die Förderung von Chancengerechtigkeit durch eine Umsteuerung des Wissenschaftssystems im Hinblick auf Leistungsstandards, die die Qualität von Forschungsleistungen und Publikationen vor ihrer Quantität bewerten, und auf die Schaffung dauerhafter Forschungsstellen unterhalb der Professur. Wie freilich die *gate keeper* zum „Umdenken“ (S. 297) bewegt werden könnten, bleibt leider in der insgesamt lesenswerten sowie durchweg gut lesbaren und gut strukturierten Studie offen.

Zur Person

Heike Kahlert, Prof. Dr. rer. soc. habil., Dipl.-Soz., Lehrstuhlvertretung für Soziologie mit dem Schwerpunkt „Soziale Entwicklungen und Strukturen“ am Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität München. Arbeitsschwerpunkte: Transformationen des Wissens in der Moderne, Geschlechterverhältnisse und sozialer Wandel im Wohlfahrtsstaat, Institutionalisierte Ungleichheiten im Bildungswesen, Gleichstellungsbezogene Organisations- und Personalentwicklung im Public-Profit-Bereich.

Kontakt: www.heike-kahlert.de

E-Mail: mail@heike-kahlert.de

Sigrid Metz-Göckel

Monika Jaeckel, 2011: (M)ein bewegtes Leben. Hrsg. v. Katrin Rohnstock. Sulzbach/Ts.: Ulrike Helmer Verlag. 196 Seiten. 19,95 Euro. Alice Schwarzer, 2011: Lebenslauf. Köln: Kiepenheuer & Witsch. 464 Seiten. 22,99 Euro

Zwei Pionierinnen der neuen Frauenbewegung

Monika Jaeckel und Alice Schwarzer sind Frauen, die in der neuen Frauenbewegung in Deutschland von Anfang an eine herausragende Rolle gespielt haben. Beide sind frauenidentifizierte „Bewegungsfrauen“, die ihr persönliches Leben in einen allgemeinen frauenpolitischen Kontext gestellt und diesen mit verändert haben. Sie repräsentieren unterschiedliche Bewegungsaspekte: Alice Schwarzer, die geniale, selbstbewusste „self-made woman“, *Emma*-Erfinderin und Herausgeberin mit fortwährender Medienpräsenz und allgemeinen frauenpolitischen Statements, und Monika Jaeckel, die Gruppenfrau, die stets in unterschiedlichen Gemeinschaften mit anderen gelebt hat und als Kinderlose zu den Gründerinnen der Mütterzentren gehört. Beide leiten ihre Frauenidentifizierung biografisch her und erzählen, wie in ihrem Leben und frauenbewegten Engagement das Persönliche mit dem Politischen verbunden ist. Auch wenn beide zur Frauenbewegung der ersten Stunde gehören, sind sie ganz eigene Wege gegangen. Dies spiegelt sich in ihren Lebensläufen, die jetzt veröffentlicht wurden.

Zwei Frauen, zwei Lebensläufe

Monika Jaeckel, 1949 geboren, studierte Soziologie an der Frankfurter Universität zur Zeit der StudentInnenbewegung. Sie war aktives, wortgewaltiges SDS-Mitglied, lebte in der HausbesetzerInnen-Szene der damaligen Zeit, war Mitglied der Frauengruppe im Revolutionären Kampf (RK), der ersten Frauengruppe überhaupt in dieser Zeit. Sie hat ein Jahr bei Opel in der Fabrik gearbeitet, um die ArbeiterInnen zu politisieren. Als Wissenschaftlerin am Deutschen Jugendinstitut in München hat sie die Mütterzentren, ja die Bewegung der Mütterzentren, ganz entscheidend vorangetrieben und international vernetzt.

Gerade 60 Jahre alt geworden, schildert sie – angesichts des gewissen nahen Endes – ihr Leben der Journalistin Katrin Rohnstock. Diese macht ihr die eigene Lebensgeschichte zum Geschenk, indem sie posthum den Lebensweg von Monika Jaeckel herausgibt. Im Vorwort schreibt sie:

„Monika hat ihr Leben lang gesucht – den richtigen Ort, die richtigen Menschen, das richtige Leben. Sie hat sich gegen die herrschenden gesellschaftlichen Strukturen ebenso wie gegen den feministischen Mainstream gestellt. Wieso wundert sie sich, dass sie keine offizielle Anerkennung bekommt?“ (Jaeckel 2011: 12).

Ungemein anrührend ist es, wie Monika Jaeckel ihr Leben im Rückblick sortiert, bewertet und im Erzählfluss mit aktuellen Befindlichkeiten und Liebesbezeugungen an ihre Freundinnen verbindet. Es ist eine Biografie in Bewegung, unterbrochen von Cir-

cularen an einen großen FreundInnenkreis, in denen sie ihrer Verbundenheit und Dankbarkeit Ausdruck verleiht und ihre schwindenden Lebenskräfte nutzt, um mit positiven Gefühlen dem Tod ins Auge zu sehen, ihr Leben zu bilanzieren und ihre Ideen weiterzugeben.

Die erzählten biografischen Stationen beginnen mit ihrer Kindheit in mehreren Ländern. Als Tochter einer Missionarsfamilie in Japan aufgewachsen, lebt sie mit verblüffender Flexibilität und Eigenständigkeit in drei Sprachen und mehreren Kulturen. Früh gerät sie in die StudentInnenbewegung, die sie mit Namen und Aktionen sehr konkret gleichsam von innen schildert. Als furchtlose, sprachgewandte Frau stellt sie sich dar, die ohne Scheu öffentlich reden, widersprechen, agitieren und sich grenzenlos engagieren kann. Ad hoc springt sie als Sängerin bei den Flying Lesbians ein, der ersten Frauenband in Deutschland, so als ob ihr nichts zu schwer und unmöglich sei. Sie hat den ersten großen Frauenkongress des Vereins Sozialwissenschaftliche Theorie und Praxis in Köln 1978 von München aus entscheidend mitorganisiert und immer wieder ihre Ideen und Energien in Gruppen von Frauen eingespeist.

Noch beim Lesen springt ein Funke über, welche ungeheuren Energien damals in den ersten Frauengruppen freigesetzt wurden, welche grenzenlose Kreativität, Verbundenheit, Liebe und Konfliktdichte sich unter den Frauen entfaltete. Monika Jaeckel wird eine der Initiatorinnen der Mütterzentren, die sie national und international vernetzt, politisch voranbringt und immer wieder in unterschiedlichen Kontexten vorstellt. Es ist ihr Lebenswerk.

Aus einer großen Familie mit mehreren Geschwistern stammend, beschreibt sie auch ihre komplizierten Beziehungen zu Vater und Mutter. Beide Elternteile, die sie während ihres Lebensabends in Deutschland begleitet hat, hatten im Gegensatz zu ihr ein langes Leben. Mit dem Abschied von ihren Eltern beginnt eine neue Lebens- und Liebesbeziehung zu einer Frau in den Niederlanden, die ihr die letzten Jahre bis zum Tod „erleichtert“ hat. Versöhnlichkeit kennzeichnet den letzten Lebensabschnitt der kämpferischen Monika Jaeckel.

Alice Schwarzer, 1942 in Wuppertal geboren, ist wohl die bekannteste Frau in Deutschland, bewundert und geachtet, aber auch missachtet und verletzt. Sie hat sich immer wieder neu erfunden und ist Gründerin und einzige Herausgeberin der unabhängigen feministischen Zeitschrift *Emma* seit 1976/77.

Dieser Lebenslauf ist von ihr selbst geschrieben, im Unterschied zu anderen, die es von ihr bereits gibt, und mit sehr persönlichen Dokumenten unterlegt. Er beginnt mit ihrer Geburt und Kindheit in einer ungewöhnlichen Familienkonstellation, mit wiederholten Liebeserklärungen an ihren Großvater, der sich um das Kleinkind kümmerte. Aufgewachsen mit einer abwesenden Mutter, die viele Jahre lang nichts von ihrem Kind wissen will, und mit einer Umkehr der Geschlechter- und Generationenrollen, wird ihre Selbstständigkeit früh herausgefordert. Die wenig eingeeengte, „mutterlose“ Tochter lernt schon als Kind, Verantwortung zu übernehmen, und fühlt sich geliebt, mehr vom einfühlsamen Großvater als von der als hysterisch beschriebenen, politisch bewussten, oppositionellen Großmutter. Alice Schwarzer schreibt, dass sie bereits im Alter von vier Jahren Chefin ihrer Familie wurde.

Sie kommt in der höheren Schule nicht gut zurecht, geht dann in einen frauentypischen, langweiligen Büroberuf und entschließt sich, Journalistin zu werden. Als

sehr junge Journalistin geht sie nach Paris. In Frankreich kommt sie in Kontakt mit der damals aufmüpfigen Frauenbefreiungsbewegung und lernt andere Verhältnisse und selbstbewusste Frauen kennen, unter anderem Simone de Beauvoir, mit der sie über Jahrzehnte innig verbunden bleibt. Sie kann daher mit einem anderen Blick auf die Situation von Frauen in Deutschland schauen und darauf, wie Frauen Politik machen. Mit ihrer ungewöhnlichen, aus dem Geschlechterrahmen fallenden Kindheit und ihren journalistischen Erfahrungen als junge Frau in Paris erklärt sie sich ihren eigenständigen Lebensweg als Frau und einzigartige öffentliche Person.

„So manche meiner tiefen Strukturen wurden in den ersten Lebensjahren geprägt: mein extrem ausgeprägtes Verantwortungsbewusstsein für andere sowie dieses permanente Pendeln und Vermitteln zwischen dem Rand der Gesellschaft und ihrer Mitte. Das ist bis heute mein Platz: randständig sein und dazugehörig zugleich“ (Schwarzer 2011: 40).

Alice Schwarzer veröffentlicht viele, durchweg schöne, professionelle Fotos aus ihrem persönlichen Leben und schreibt gegen feindliche, missgünstige und herabwürdigende Fremdbilder an. Sie stimmen bei Weitem nicht mit denen überein, die von ihr in der Öffentlichkeit gezeichnet worden sind. So berichtet sie zum Beispiel von ihrem angeblichen Männerhass, den man und frau vergeblich in ihrem Lebensbericht sucht, auch von ihrem vermeintlichen Frauenhass, den manche Frauen ihr unterstellen, die nicht fähig sind, eine so herausragende einzelne Frau auszuhalten.

Es sind dann im Wesentlichen ihre journalistischen Lehr- und Arbeitsjahre bei einer Frauenzeitschrift, dann bei *pardon* und schließlich als Korrespondentin in Paris, die sie skizziert, und ihre Aktion im *Stern* gegen den § 218 und die Resonanz auf ihr Buch „Der kleine Unterschied und seine großen Folgen“. Der überraschend große Verkaufserfolg hat ihr den Start von *Emma* ermöglicht. Ausführlich beschreibt sie die sozialen Beziehungen zu einer Reihe sehr unterschiedlicher Menschen, ihre Verbundenheit mit ihnen und wie behilflich sie ihr bei diesem ersten mutigen Schritt waren.

Alice Schwarzer ist hochbegabt, außerordentlich tüchtig, auch geschäftstüchtig, mediengewandt, dominant und nicht einfach. Ihre Sprachversiertheit und ihre „Arbeitswut“, ihr leidenschaftliches politisches Eintreten gegen jegliche Form der Unterdrückung von Frauen, ihr Gespür für medienwirksame Themen haben sie zur öffentlichen Leitfigur der Frauenbewegung in Deutschland gemacht. Sie hat eine dezidierte Meinung und vertritt diese scharfsinnig, intelligent und authentisch, daher spaltet sie auch. Ein Autoritarismus der besonderen Art, der aus ihrer Überlegenheit und ihren Erfahrungen rührt, hat sie zur umstrittenen Frau in der feministischen Szene gemacht.

Sie wehrt sich gegen eine (parti-)politische Vereinnahmung und an manchen Stellen auch gegen organisierte linke Frauengruppen, die ihr selten wirklich freundlich gegenübertraten, so ihre Einschätzung. Was sie klar machen will: Sie hat die zweite deutsche Frauenbewegung initiiert und geprägt, und zwar von Anfang an. Das provoziert viele Frauen, die sich mitbeteiligt, aber nicht einbezogen sehen. Vor allem wettert Alice Schwarzer gegen den akademischen Feminismus und dessen Abstraktheit, zu Recht und Unrecht, denn sie hat vieles von ihm gelernt.

Ja, typisch Alice Schwarzer, sage ich auch und dennoch: Das Buch ist für mich erstaunlich, weil sie so viel Persönliches aus dem Nahbereich mitteilt, sie, die sonst sehr wenig über sich privat sagt, so heftig ihre Liebe zu ihrem Lebensgefährten beschreibt,

ihre Abhängigkeit von und ihre Verhandlungen mit ihm. Sie gesteht auch ihre gleichzeitige Verliebtheit in eine Frau, sie nennt ihre Lebensweise mit dieser Frau eine offene, aber keine öffentliche Beziehung. Hier hält sie dicht, wie sie auch die Namen ihres früheren Lebensgefährten, mit dem sie weiterhin Kontakt hat, und ihrer Mutter nicht preisgibt. An diesem Punkt zieht sie eine strikte Grenze. Andere Grenzen fallen jedoch, vor allem über ihr Innenleben und ihre journalistische Professionalität. Sie gewährt Einblick in die Entstehungsgeschichte der *Emma* und in das, was dieses risikoreiche, unvernünftige und doch erfolgreiche *Emma*-Unternehmen für sie persönlich bedeutet hat. Ein Jahr lang hat sie – Tag und Nacht arbeitend – in einem winzigen Dachzimmer in Köln gelebt, um mit einer unvorstellbar kleinen Geldsumme die *Emma* zum Erscheinen zu bringen.

Das Buch ist als Lesebuch zur Geschichte der Frauenbewegung aus personalistischer Sicht spannend zu lesen. Es ist die Selbstbeschreibung einer Zeitzeugin, die Geschichte gemacht hat und die dokumentiert, wie sie sich selbst mit ihrem Engagement, Verstand und ihrer Kraft in journalistischen Medien bewegt hat, wie mutig sie die *Emma* begonnen und nun schon 34 Jahre unabhängig erhalten hat.

Was doch eine einzige Frau alles leisten kann, die sich geschickt verbündet und immer gleichzeitig aus den Gruppen, die sie verändern will, heraustritt, denkt sich die Leserin. Mich hat das Buch bewegt und verwundert, aber einige Fragen offen gelassen. Fasziniert und am Ende ermüdet zugleich frage ich mich: Wie kann sich diese Frau nur so viele Details aus zurückliegenden Jahrzehnten merken? Wie genau kennt sie noch ihre Gefühle, ihre menschlichen Kontakte aus den unterschiedlichen Perioden ihres Lebens? So berichten kann nur ein Mensch, der sich selbst sehr wichtig nimmt, der immer gleichzeitig auch dokumentiert und festgehalten hat, was um ihn herum geschieht und geschah, und ein Gespür für die Bedeutung selbst von kleinen Ereignissen hat. Alice Schwarzers journalistische Professionalität hat ihr sicher dabei geholfen, vergangene Kontexte wieder so lebendig werden zu lassen.

Zwei Frauen, eine Frauenbewegung

Aus der Perspektive der Frauen- und Geschlechterforschung sind die beiden Selbstzeugnisse von Monika Jaeckel und Alice Schwarzer unterschiedlichen konzeptionellen Vorstellungen der Frauenbewegung und Geschichtsschreibung zuzuordnen. Alice Schwarzer ist eine Meisterin der Recherche, die sich sehr auf die Personen konzentriert, die sie herausgefordert und begleitet haben. Sie ist eine Akteurin, die im Verbund mit Weggefährten neuen Ideen gegen den Mainstream Aufmerksamkeit und Raum verschafft hat. Ilse Lenz nennt dieses Buch in ihrer Besprechung für den *zweiwochen-dienst* einen Beitrag zur Gedächtnispolitik, obwohl sie selbst eine Geschichte der neuen Frauenbewegung als Ereignisgeschichte rekonstruiert hat. Selbst auch Teil der neuen Frauenbewegung hat Ilse Lenz sich auf Dokumente bezogen, die in diesem Rahmen produziert worden sind, und bewusst keine Personengeschichte geschrieben. Die unterschiedlichen Perspektiven – hier die Fokussierung auf Personen und ihre Kontexte, da die Ereignisse und ihre Dokumente – zeichnen sich auch in den beiden Lebensberichten ab. Eine Unterschiedlichkeit reicht bis in die „Entstehungsgeschichte“ dieser Lebensberichte hinein. Die eine schreibt als Autorin im Rückblick auf eine lange Periode ihres Lebens, ohne an ihrem Ende angekommen zu sein. Die andere erzählt ihr Leben einer

anderen Person mit Blick auf ihr sicheres Ende. Beide Pionierinnen repräsentieren unterschiedliche Konzeptionen dieser sozialen Bewegung. Während für Alice Schwarzer die Personen, darunter auch sie selbst, äußerst wichtig sind, ist es für Monika Jaeckel das Eingebundensein und die Übereinstimmung mit vielen anderen Gleichgesinnten oder mit Personen, die in diesem Prozess zu Gleichgesinnten werden.

Beide Frauen sind für die soziale Bewegung der Frauen wichtig: hier die herausragende Einzelne und da die Frau, die für die Bildung von Gruppen und deren Zusammenhalt sorgt. Beide Vorstellungen können trotz ihrer Widersprüchlichkeit zusammengedacht werden, schließlich gehören sowohl Monika Jaeckel als auch Alice Schwarzer zur neuen Frauenbewegung und sind Beispiele für die Vielfalt und Widersprüche innerhalb der feministischen Bewegung.

Zur Person

Sigrid Metz-Göckel, Prof. Dr. TU Dortmund. Arbeitsschwerpunkte: Bildungs- und Hochschulforschung: Koedukations- und Fachkulturforschung, Bildungs- und Wissenschaftskarrieren in geschlechterdifferenzierender Perspektive, Frauen- und Geschlechterforschung: Gender Mainstreaming und Elitenforschung

Kontakt: TU Dortmund, Vogelpothsweg 78, 44227 Dortmund

E-Mail: sigrid.metz-goeckel@tu-dortmund.de

Heinz-Jürgen Voß

Zülfukar Çetin, 2012: *Homophobie und Islamophobie: Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin*. Bielefeld: transcript Verlag. 422 Seiten. 32,80 Euro

Nach dem 11. September 2001 sind in der Bundesrepublik Deutschland Debatten um Musliminnen und Muslime in der Gesellschaft geführt worden. Dabei wurden MuslimInnen als homogene Gruppe konstruiert und einem „wir“ von Menschen einer sich individualisierenden und pluralisierenden Gesellschaft entgegengestellt. Bereits dieses ausschließende Sprechen in dem hergestellten Gegensatzpaar „wir“ und „ihr“ markiert einen Rassismus, der in der bundesrepublikanischen Gesellschaft an der Tagesordnung ist. WissenschaftlerInnen und AktivistInnen wie Jennifer Petzen, Jin Haritaworn, Korum Yılmaz-Günay, Salih Alexander Wolter und Zülfukar Çetin haben den rassistischen Gehalt der Debatte aufgearbeitet und die Grundlagen gelegt, weiter zu reflektieren, wie der aktuelle deutsche Nationalismus, Rassismus und Imperialismus insbesondere über das Scharnier der Konstruktion eines Gegensatzes zwischen MuslimInnen auf der einen Seite und einer emanzipierten Gesellschaft auf der anderen Seite funktioniert. (*Für einen Überblick: Yılmaz-Günay, K. (Hrsg.), (2011): Karriere eines konstruierten Gegensatzes: zehn Jahre „Muslime versus Schwule“. Sexualpolitiken seit dem 11. September 2001. Berlin: Eigenverlag.*)

Im deutschen Sprachraum fehlt es bislang an Studien, die sich qualitativ und quantitativ der Situation von Menschen sexueller Minderheiten zuwenden, die zugleich über einen Migrationshintergrund verfügen oder denen aufgrund ihres Aussehens oder ihres Glaubens in der Gesellschaft ein Status als „fremd“, „anders“, als „AusländerIn“ zugeschrieben wird. Für diese Leerstelle ist die Arbeit *Homophobie und Islamophobie: Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin* des Soziologen Zülfükar Çetin inhaltlich und methodisch eine Pionierarbeit. Çetin, der bereits zum Buch *Karriere eines konstruierten Gegensatzes* beigetragen hat und in Berlin etwa dem Vorstand des Türkischen Bundes Berlin-Brandenburg sowie dem Fachbeirat der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld angehört, wurde mit dieser Arbeit an der Freien Universität Berlin promoviert.

Bilden die Darstellung und Auswertung der qualitativen Interviews den Schwerpunkt, so bearbeitet Çetin eingangs in zwei Kapiteln den theoriegeschichtlichen Hintergrund. Dabei wendet er sich den zwei inhaltlichen Hauptthemen seiner Arbeit zu: Islamophobie (die er ausführlich im Kontext von Rassismus verortet und seine Begriffsentscheidung erläutert) und Homophobie sowie deren Verschränkung. In einem ersten Kapitel diskutiert er die gesellschaftliche Wirksamkeit von Rassismus und erarbeitet, wie selbst Postulate gesellschaftlicher AkteurInnen, die sich gegen Rassismus wenden, mitunter die rassistischen gesellschaftlichen Ausschlüsse reproduzieren. So würden etwa in der Studie *Deutsche Zustände* des Bielefelder Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung zwar auch Ergebnisse über rassistische Zuschreibungen erhoben, hingegen gelangten die Wahrnehmungen derjenigen, die von Rassismus betroffen sind, nicht in den Blick. Unfreiwillig seien damit wiederum die TäterInnen im Fokus und blieben die Erfahrungen der Diskriminierten randständig (S. 25). Ausgehend von Fragen zur Aktualität von Rassismus in der Bundesrepublik Deutschland gibt Çetin einen Überblick über die historische Entwicklung von Rassismus in den europäischen Gesellschaften und gängige Rassismus-Theorien.

In einem weiteren einführenden Teil stellt der Autor ebenso breit den wissenschaftlichen Stand zu Fragen der Homophobie vor (S. 53ff.). Dabei geht er vom Konzept der „Heteronormativität“ aus und erläutert insbesondere mit Bezug zu queer-theoretischen Betrachtungen, wie bestimmend und durch Machtverhältnisse strukturiert die stete Voraussetzung der sexuellen Bezogenheit von Frau und Mann aufeinander ist. Çetin weist im Anschluss an Michel Foucault die „Natürlichkeit“ eines solchen Verhältnisses zurück und zeigt dessen Herstellung über Sprech- und Gewaltakte im historischen Kontext auf. Als gesellschaftlich – zudem im europäischen Kontext – Gewordenes handle es sich auch bei Homophobie nicht um etwas Überzeitliches. Für die Bundesrepublik Deutschland gibt er schließlich einen kurzen Überblick über die emanzipatorischen Kämpfe gegen homophobe Diskriminierung und wie diese in der Umsetzung der sogenannten Homo-Ehe endeten. Die Homo-Ehe ermögliche erst gleichgeschlechtliche Partnerschaften – und damit den Untersuchungsgegenstand –, sei aber gleichzeitig mit Machtverhältnissen durchzogen, u. a. da sie binationale PartnerInnen, die zunächst ohne deutschen Pass sind, in eine von den „deutschstämmigen“ PartnerInnen abhängige Position setzt.

Ausgehend von dieser grundlegenden Analyse wendet sich der Autor seinem zweiten Teil, den qualitativen Interviews, zu (ab S. 117). Seine Methode des biographisch-narrativen Interviews setzt eine Offenheit zwischen Interviewer und dem jeweiligen

Interviewpartner voraus. Bedeutsam ist insbesondere die Bereitschaft des Interviewers, zuzuhören, verstehen zu wollen, aber selbst nicht bestimmend in das Interview einzugreifen. Çetin strukturierte die Interviews mit Einstiegsfragen und versuchte ansonsten, sofern nötig, zurückhaltend das Erzählen des Partners anzuregen. Für die Auswahl der Interviewpartner war bestimmend, dass diese in einer schwulen binationalen Partnerschaft lebten. Weitere feste Kriterien wurden nicht angewandt. Für die Studie kamen explizit Interviews mit islamischem Bezug zur Auswertung. Von den 15 geführten Interviews sind sechs Interviews in die Studie eingeflossen – davon zwei von „deutschen“ Partnern in einer binationalen Partnerschaft und vier von „ausländischen“ Partnern bzw. solchen, denen das „Ausländisch-Sein“ – etwa aufgrund ihres Aussehens – im gesellschaftlichen Kontext zugeschrieben wird, obgleich sie selbst nicht migriert sind.

Die Auswertung der Interviews nimmt Çetin über insgesamt 260 Seiten vor. Dabei arbeitet er, unterlegt mit Interviewpassagen, die individuellen Betroffenheiten von Homophobie und Rassismus heraus. So zeige sich bei den beiden „deutschen“ Interviewten eine Betroffenheit von Homophobie insbesondere im kleinstädtisch geprägten familiären Kontext. An den rassistischen Erfahrungen ihrer Partner nähmen sie Anteil. Gleichzeitig wurden partnerschaftliche Spannungen sichtbar, die auf die rassistische Benachteiligung der Partner mit Migrationshintergrund (bzw. zugeschriebenem Migrationshintergrund) in ökonomischer und aufenthaltsrechtlicher Hinsicht zurückgingen. Die Betroffenheiten von homophober und rassistischer Diskriminierung der Partner mit (zugeschriebenem) Migrationshintergrund stellten sich heterogen dar. Can etwa zeigte sich von dem katholisch und muslimisch geprägten, kleinstädtischen und gegenüber seiner Homosexualität nicht aufgeschlossenen Elternhaus betroffen. Obgleich er nicht selbst migrierte, sei er aufgrund seines Aussehens häufiger mit rassistischer Diskriminierung konfrontiert. Die ursprünglich aus der Türkei stammenden Interviewpartner Arda und Ali schilderten hingegen mit ihrer Homosexualität verbundene Diskriminierungen am Arbeitsmarkt in der Türkei, die sie zu großen Erwartungen an die Bundesrepublik Deutschland veranlasst hätten. Diese Erwartungen seien enttäuscht worden:

„Während Arda am Anfang unterqualifizierte und schlecht bezahlte Jobs annehmen musste, konnte Ali zu Beginn keine Arbeit finden. Aufgrund der schlechten Bezahlung bzw. Arbeitslosigkeit waren beide Interviewpartner von ihren Partnern finanziell abhängig. [...] Zur Sprachbarriere und der prekären finanziellen Situation kamen und kommen für beide Interviewpartner die Erfahrungen mit Fremdheit hinzu. Während Arda diese Erfahrungen kompensieren kann, scheint Ali davon sehr stark betroffen zu sein“ (S. 375).

Bereits aus diesem Zitat wird der Lektüregewinn ersichtlich, den das Buch mit sich bringt: Nachdem im deutschsprachigen Kontext mittlerweile Intersektionalität auf theoretischer Ebene entwickelt wird, fehlt es an praktisch orientierten Untersuchungsergebnissen. Es mangelt an Erhebungen, die differenziert das praktische Erleben von Diskriminierungen nachverfolgen und dabei nicht davon ausgehen, dass rassistische und homophobe Diskriminierungserfahrungen einfach addiert und auf andere Betroffene übertragen werden können. Es zeigt sich in der Studie: Diskriminierungen werden individuell unterschiedlich erlebt, und Menschen finden verschiedene Wege, mit Diskriminierungen umzugehen. Gleichzeitig werden gerade durch den Blick auf das individuelle Erleben von Diskriminierung die gesellschaftlichen, rassistisch und homophob diskriminierenden Distanzen klarer. Çetin macht abschließend deutlich, wie solche Diskri-

minierungen in konkrete Herrschaftsverhältnisse eingebunden sind, die über Ein- und Ausschlüsse funktionieren.

Ist bereits der theoretische Teil der Arbeit sehr lesenswert, weil er einen sehr guten Überblick über den aktuellen Forschungsstand bietet – er eignet sich qualitativ für eine Ausgliederung als Einführungsband –, liefert der praktische Teil der biographisch-narrativen Interviews eine ebenfalls sehr gute exemplarische Ausführung, von der anschließende Forschungsarbeiten profitieren werden.

Zur Person

Heinz-Jürgen Voß, Dr. phil., Jg. 1979, externer Mitarbeiter am LS für Sprachgebrauch und therapeutische Kommunikation an der Viadrina Frankfurt (Oder). Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, biologie- und medizingeschichtliche und -ethische Fragestellungen.

Kontakt: LS Sprachwissenschaft und therapeutische Kommunikation, Europa Universität Viadrina, Große Scharnstraße 59, 15230 Frankfurt (Oder)

E-Mail: voss_heinz@yahoo.de